

KUNST CHRONIK

MONATSSCHRIFT FÜR KUNSTWISSENSCHAFT
MUSEUMSWESEN UND DENKMALPFLEGE

54. JAHRGANG Dezember 2001 HEFT 12

HERAUSGEGEBEN VOM ZENTRALINSTITUT FÜR KUNSTGESCHICHTE IN MÜNCHEN
MITTEILUNGSBLATT DES VERBANDES DEUTSCHER KUNSTHISTORIKER E. V.
VERLAG HANS CARL, NÜRNBERG

Tagungen

»Geschichte in Schichten« – Wand- und Deckenmalerei im städtischen Wohnbau des Mittelalters und der frühen Neuzeit

Symposium, 26.-28. Mai 2000 in Lübeck, veranstaltet vom Kunsthistorischen Institut der Universität Kiel und vom Bereich Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck.

Lübeck besitzt bedeutende Kirchen, zum »Weltkulturerbe« (1987) macht es aber erst sein dichter Bestand alter Bürgerhäuser inmitten einer relativ gut geschlossenen Altstadt. Die Angaben zur Zahl dieser Häuser schwanken zwischen 2000 und 4000, Denkmalschutz genießen mehr als 1000. Die hier besonders aktive Mittelalterarchäologie hat auch für die Häuser viele neue Erkenntnisse in den *Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte* vorgelegt, hinzu kamen seit 1978 mehrere Forschungsprojekte, deren Ergebnisse sich in einer von Rolf Hammel-Kiesow (ab 1988) hg. Serie finden: »Häuser und Höfe in Lübeck. Historische, archäologische und baugeschichtliche Beiträge zur Geschichte der Hansestadt im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Bd. 1-4.« Daß in den Häusern, deren Bausubstanz häufig noch ins

13/14. Jh. zurückgeht, viele Wandmalereien versteckt sind, war schon 1908 bekannt, seitdem traten Jahr um Jahr weitere Reste zutage. Ab 1990 wurden im Auftrag des Denkmalmates alle Befunde »flächendeckend« von Thomas Brockow, Rolf Gramatzki und Manfred Eickhölter neu aufgenommen und dokumentiert: *Katalog Lübecker Wand- und Deckenmalereien des 13. bis 18. Jh.s*, in Bd. 4, 1993 der Reihe »Häuser und Höfe« zusammen mit vier umfangreichen Studien, darunter Brockows Magisterarbeit über mittelalterliche Wand- und Deckenmalereien (1991; mit erweitertem Thema: *Mittelalterliche Wandmalereien in Bürgerhäusern der Ostseestädte Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald*, Diss. Tübingen 2000, im Druck).

Der Lübecker Katalog behandelt 165 Häuser mit 512 Einzelobjekten (= Dekorationsresten), davon 40 Häu-



*Abb. 1
Lübeck,
Haus Königstr. 51. Diele,
Nordwand. Mai 2000
(Autor)*

ser mit über 170 mittelalterlichen Befunden nach den Kategorien Baugeschichte, Nutzung, Taxation, Eigentümer des Hauses; die Dekorationen nach Räumen, Schichten, Umfang, Zustand/Verbleib, Inhalt/Ornament, Farbe, Freilegung, Material/Technik, Datierung, Literatur. Dieses Schema ist in der Praxis notwendigerweise ungleich, weil der Katalog unterschiedlich erhaltene Bestände und unterschiedlich tiefe Erkenntnisse zu den Objekten spiegelt. Grundriß-, Positions- oder Aufsichtsskizzen gibt es nicht generell, die Fotos sind zahlreich, dennoch zu wenige: 125 Sw-Abb. im Text, dazu 31 Tafeln mit 152 kleinen Farbfotos, insgesamt also 277 Abbildungen (hinzu kommen noch die Fotos in den Aufsatzbeiträgen), diese müssen aber für 165 Katalognummern ausreichen.

Auf dieser Basis war die Zeit nun reif für ein Kolloquium an Ort und Stelle, um so mehr als in Lübeck ein Skandal aus den ersten Jahren des »frischgebackenen« Weltkulturerbes noch relativ gut in Erinnerung ist: Für ein geplantes Einkaufszentrum wurde damals ein ganzer Block von Häusern samt Wandmalereien leergeräumt, nur die bedeutendste Dekoration (Königstr. 51; *Abb. 1, 2*) konnte dank eines Bürgeraufstandes gegen alle Ämter erhalten werden.

Eine konzentrierte Einführung ins Tagungsthema (*Abb. 1-6*) gab *Anne Möhlenkamp*. Angesichts der Menge unspektakulärer Dekorationen fragte sich die Denkmalpflegerin fast täglich: »Müssen wir jede Ranke retten?

Warum, für wen, wie?« Die Mühe um die Erhaltung sei nur durch den Nachweis des kulturhistorischen Wertes zu rechtfertigen, und dessen Definition verlange eine überregionale Standortbestimmung. Bauliche Voraussetzungen für den reichen Bestand in Lübeck seien die Brandwände zwischen den Häusern, meist um 1300 gesetzt und später kaum mehr verändert, weil sie Besitzgrenzen fixierten. An diesen immer wieder übertünchten Wänden der Diele erhielten sich die ältesten Malereien, wogegen sich in den anderen Raumteilen (Dornse, Hofwände, Gangbuden) erst spätere Dekorationen finden. Auch die zahlreichen erhaltenen bemalten Decken, noch mehr beansprucht als die Wände und häufig versetzt, gehören in die jüngeren Zeiten (*Abb. 5*). Statistische Höhen: in der Gründungsphase um 1300, in den Jahrzehnten vor der Reformation 1530 und in den 60er Jahren des 16. Jh.s.

Das Lübecker Denkmalamt (es firmiert jetzt als »Bereich«) kann Fälle vorweisen, wo Nutzung und konservatorisches Interesse gut vereinbart erscheinen, so hat man im großen Haus Koberg 2 die mittelalterlichen Wandmalereien, die mit den späteren Dekorationen nicht zusammenpassen, durch aufklappbare Wandbespannungen verdeckt, ohne sie klima-



Abb. 2
Lübeck, Haus Königstr. 51,
Ausschnitt aus Abb. 1
(Autor)

tisch zu isolieren. Ein Glücksfall auch, wenn Malerei zunächst wegen »Winzigkeit und Alltäglichkeit des Befundes« weder unter Schutz gestellt noch überhaupt dokumentiert wurde, doch erhalten blieb, weil Architekt und Bauherr daran Interesse hatten (Breite Str. 30). Häufiger natürlich das Gegenteil: fehlende Einsicht eines Eigentümers und fehlende Mittel ließen eine Sicherung nicht zu (Fleischhauerstr. 43). Es kam auch vor, daß Reste gesichert, dann aber so massiv verbaut wurden, daß eine künftige Zustandskontrolle unmöglich ist (Fleischhauerstr. 22). Strappo und Distacco waren in Lübeck ebensowenig glückliche Lösungen wie anderswo.

Fast in jedem Fall geht es um die Frage der Zumutbarkeit für die Eigentümer. Die meisten Malereireste seien keineswegs begeisternd schön, oft unvollständig, Erklärungen würden nötig, besonders, wenn der vollständige Verbleib *in situ* verlangt wird. M. versuchte eine positive Muster-Argumentation: Die Reste profaner Wandmalerei haben demnach Wert 1. als historisches, authentisches Artefakt (auch mit dem technischen Reiz des Restaurierungsobjektes). 2. als Darstellung und künstlerische Verarbeitung eines in ihrer Zeit wichtigen Sachverhaltes: Kunst- Sozial- und Menta-

litätsgeschichte. 3. als Quellen der Haus- und Nutzungsgeschichte. 4. als Quelle der Baugeschichte im engeren Sinn. Schließlich die Agenda: es gelte vor allem, bessere restauratorische Verfahren zu entwickeln (Hauptproblem Wärmedämmung, Raumklima).

Die Restauratorin des Kieler Denkmalamtes, Birgid Löffler-Dreyer (seit 1980 auch in Lübeck tätig) nahm dieses Thema auf. Die Malereien, oft ohne Putz nur auf eine Schlämme aufgetragen, meist *a secco*, seien sehr empfindlich. Von den üblichen Schadensfaktoren (Nutzung, Verschmutzung, Umbauten, Verrestaurierung) wirken sich in den Wohnhäusern besonders die Raumluftfeuchte und ihre Schwankungen aus (periodisches Austrocknen durch Heizen im Winter), weshalb Salze an der Wand auskristallisieren, vorwiegend Natriumnitrate und Natriumchloride biogener Herkunft (von Kloaken usw.), ferner Sulfate. Man macht Versuche zur Überwachung mit Klimafühlern, auch hinter Schrankwänden. Spätschäden mißglückter früherer Restaurierungen traten seit den 90er Jahren zutage. Heute seien die Malereien oft nur noch ein Abglanz dessen, was einst die Freileger sahen, restauratorische Betreuung unerlässlich, der Verfall dennoch nicht aufzuhalten.

Brockow («Wandmalereien im bürgerlichen Profanbau der Hansestädte des wendischen Quartiers») wandte sich der Kunstgeschichte zu. Aufschlußreich schon die vergleichende Statistik der Hansestädte: aus dem Zeitraum 1300-1500 kennt man über 220 Befunde in Häusern, darunter 20 in Stralsund (in 12 Häusern), 7 in Wismar (in 2 Häusern), 1 in Greifswald, in Lübeck jedoch 186 (in 52 Häusern). Trotz des weitaus größten Bestandes in Lübeck bezweifelte Brockow eine führende Rolle der Stadt, der Einfluß auf die Malerei in Stralsund sei eher gering. Lübeck beherbergt die ältesten bisher bekannten Malereien (Genesiszyklus des späten 13. Jh.s in Königstr. 28) und bietet auch ikonographisch die komplexeren Themen, etwa Königstr. 51: Wappenfries, hl. Christophorus (Abb. 2), Salomon, David (mit dem bemerkenswerten Spruch: »post pira vinum«, nach der Birne den Wein) und Moses (um 1310/20); ungewöhnlich eine Bildfolge mit dem Gleichnis vom Verlorenen Sohn (Mitte 14. Jh., Fischergrube 20). Wie in den süddeutschen und Schweizer Städten (Konstanz, Zürich, Basel) pflegte man in der Hansestadt die Vorliebe für Wappen, konnte auch einen Parzivalzyklus vorweisen (Johannisstr., jetzt Leberstr. 18, in Fotos erhalten), sonst aber wenige Zeugnisse ritterlich-höfischer Kultur, vielmehr bevorzugten die Kaufleute Darstellungen von »ausgeprägter Frömmigkeit«.

Über der Präsentation figürlicher Szenen vergaß B. nicht, die Basis aller Dekorationen zu zeigen: seit dem 14. Jh. ein System roter Fugenlinien im Abstand von etwa drei Backsteinlagen, das nicht auf Ziegel- sondern Quaderwerk anspielt (vgl. St. Marien). Hinweise auf typische Ornamente und ihren Wandel ergänzten das Bild (die Ranken im 14. Jh. dünn und fein, im 15. Jh. immer üppiger).

In der Diskussion zeigte sich, daß keine einzige Malerei sicher datiert, nur ein Dendrodatum 1280 für das Haus Fischergrube 20 vorhanden ist. Gerd Baier erkundigte sich nach dem Ort der sakralen Bilder, waren es Hauskapellen? Man einigte sich, daß im späten Mittelalter christliche und profane Themen nicht zu trennen (Ch. Gutscher-Schmid) und deswegen

nahezu in allen Räumen möglich waren. Axel Bolvig wies darauf hin, daß es umgekehrt in Kirchen auch profane Malereien gebe. Auf die in Varianten immer wieder gestellte Frage der soziologischen Zuordnung von Bildthemen und Auftraggebern bzw. Wohnlagen reagierte der Referent zurückhaltend. Lübeck erlaubt zwar mit seinen »Oberstadtbüchern« und den dazugehörigen »Schroederschen Topographischen Regesten« eine einzigartige Erschließung des Hausbesitzes von 1284 bis 1600 (bzw. bis 1818), da aber die Eigentümer relativ häufig wechselten (7-10 mal) und die Malereien nur stilistisch datierbar sind, können »keine statistisch belegbaren Aussagen zu den Auftraggebern und ihrer sozialen Eingruppierung gemacht, sondern lediglich allgemeine Überlegungen angestellt werden.« Die Botschaft des Hausherrn an seine Besucher (und an sich selbst) lautete jedenfalls immer ähnlich: Wohlstand, Bildung, Frömmigkeit.

Luc Devliegher gab einen Überblick über die wenigen erhaltenen mittelalterlichen Wandmalereien im städtischen Wohnbau von Brügge und Gent. Als figürliche Darstellungen kommen entweder Einzelbilder oder gemalte Nischenfiguren vor. Außer den üblichen religiösen Themen gab es in Brügge einen Zyklus mit Tugenden (personifiziert als Männer) und Helden. Die Auftraggeber waren oft *homines novi* mit dem Ehrgeiz, geadelt zu werden. Die Herzöge von Burgund gaben das Vorbild für den Adel, dieser das Vorbild für Bürger. Man wäre nicht in Flandern, spielten nicht auch Tafelbilder bei der Raumausstattung eine große Rolle, gern waren diese auf den Kamingesimsen aufgestellt. Dekorierete Decken sind gleichfalls selbstverständlich, besonders aufwendig die mit bemalten Holz- und Stuckreliefs im Haus der Deutschen Hanse. Einen Einzelfall aus Antwerpen schilderten *Anna Bergmans* und *Heidi Persoon*, den Zyklus der Sibyllen im Haus »de Witte Arend«. Einige Sibyllen stehen einzeln unter gemalten Arkaden, andere gehören in große Bilder (Marienerscheinung des Augustus). Bei der Entdeckung 1901 war die Temperamalerei zumindest in einigen Partien noch hervorragend erhalten, schon seinerzeit stritt man um Abtransport oder Erhaltung *in situ*, entschied sich dann für Kopien in Öl (Leinwand auf Holztafeln), die über den Originalen angebracht wurden. Nach der kürzlichen Abnahme dieser Tafeln enttäuschte der Zustand des darunter gefundenen Originals: Salzsäuren, biogene Schäden (Pilze), verdorbene Pigmente (Inkarnat grau statt rosa). Ursache des Unglücks war das nachteilige Mikroklima, verschlechtert durch eine falsch verputzte Außenwand.

Marieke van Vlieden sprach über den städtischen Wohnbau in Utrecht. 13 Häuser mit Wandmalereien (ab Ende 13. Jh.) sind bekannt, mehr oder minder zufällig entdeckt. Seit 1988 werden systematische Forschungen und Dokumentationen betrieben. Auffällig das Überwiegen dekorativer Malereien, also Rankenmotive, Akanthus, Maßwerk, auch mit Schablonen ausgeführt, nur fünfmal kommen figürliche Bilder (Ritter- und Jagdszenen) vor; bemerkenswert die Darstellung eines großen Heeres im Kanonikerhaus des Kapitels von St. Salvator (abgenommen), Variante der Gerechtigkeitsbilder des Rogier van der Weyden. In der Diskussion der übliche Seufzer des Denkmalpflegers: Zugang zu Neufunden vom guten Willen der Eigentümer und Bauleiter abhängig, keine rechtliche Interventionsmöglichkeit, wenn das Haus nicht vor Beginn einer Baumaßnahme denkmalgeschützt war. Man sucht die Öffentlichkeit zu motivieren.

Dölf Wild von der Zürcher Stadtarchäologie stellte das Haus Brunnenhof aus dem 13. Jh. vor. Es wurde 1322 und um 1330 umgebaut, seit 1332 gehörte es einer jüdischen Familie. Der Bildfries des Hauptraumes zeigt höfische Themen: Tanzpaare (ausgiebig punktretuschiert), in einer Baumlandschaft reitende Dame mit einem Falken, reitender Mann mit Federspiel (Entführung eines Falken, Thema nach Neidhart von Reuental). Besonderes Interesse galt dem Fries über den Bildern mit den Wappen von Familien der Region und dem der Luxemburger. Diese Wappen sind zweifach beschriftet, je in großer gotischer und kleiner hebräischer Schrift (die Namen selbst deutsch, nur die Schreibweise hebräisch). Die hebräischen Inschriften werden als »Platzmarken« interpretiert, die original dazugehören (Malerei *a fresco*, versintert, Nachweis durch Mikroschliff. Offen blieb m. E., ob diese Platzmarken am Ende zugemalt, also unsichtbar waren). Zur Diskussion stand nun, ob für die jüdischen Auftraggeber jüdische oder christliche Künstler tätig waren. Ulrich Kuder verwies auf prächtige jüdische Miniaturen jüdischer Maler (vgl. Ursula und Kurt Schubert, *Jüdische Buchkunst*. T. 1-2. Graz 1983). Unbestreitbar deletierte sich der jüdische Auftraggeber an Bildinhalten der höfischen Kultur, wir meinen, daß dies nicht einmal Verstoß gegen das alttestamentliche Bilderverbot sein mußte (das eher religiösen Darstellungen galt?).

Der Denkmalpfleger Frank Leusch berichtete über das Schicksal freigelegter Wandmalereien in Konstanz; er versuchte, langjährige Schadensverläufe mit Zitaten aus den Akten und anhand von Fotovergleichen darzustellen, einzig seriöses Verfahren, auch wenn das vorhandene Bildmaterial des Freiburger Amtes längst nicht detailliert und präzise genug war. In Konstanz legte man schon früh frei: 1869 die Weberfresken im Haus zur Kunkel, 1936 im selben Haus den Parzivalzyklus, seither mietet die Stadt diese »Wohnräume«, um sie museal freizuhalten. Anderen Profanmalereien war ein weniger glückliches Los beschieden: die Landsnechtshochzeit der »Vorderen Haue«, 1929 konser-



Abb. 3 Lübeck, Musikhochschule. Schnappschuß aus dem Veranstaltungsraum. Bei der Gestaltung des modernen Saales hatte die alte Deckenmalerei gestört und wurde abtransportiert. Ein »Parisurteil« des 16. Jh.s dagegen blieb in situ und konnte von den Tagungsteilnehmern an der Wand hinter den Diaprojektoren betrachtet werden. Mai 2000 (Autor)

viert und verglast, mußte mehrfach restauriert werden, und da der Raum noch heute einer Gaststätte dient, ist es kein Wunder, daß die Malerei abblättert und demnächst wieder eine Kampagne fällig ist. In jüngerer Zeit erhielt die Bohlenwand eines Hauses in der Conradi-gasse eine Schutzverglasung, diese wirkt wegen des Aluminiumrahmens wie ein Aquarium, Referent nannte die Lösung unbefriedigend und für die Bewohner unzumutbar. Andere Versuche wurden mit Kopien auf Putzträgerplatte gemacht (»sie zu zeigen, verbietet der Geschmack«). Amtskollegin Dagmar Zimdars stellte die Ausmalung des Überberger Hofes in Endingen vor (1495, mit der Personifikation des »Niemand« als »Schutzpatron« des Gesindes). Sie beklagte, daß häufig die kunsthistorische Bearbeitung unterbleibe; zwar wären die Denkmalpfleger selbst dazu am ehesten in der Lage, doch der organisatorische Rahmen sei bei weitem zu knapp, man solle die Möglichkeit zeitlich

begrenzter Freistellung für Forschungsarbeiten prüfen (wie von Wolfgang Wolters vorgeschlagen).

Petra Lorey-Nimsch sprach über das Haus Glockengasse 14 in Regensburg mit der einzigen Profanmalerei, die in der Stadt dauerhaft zugänglich gemacht werden konnte (1984 freigelegt und durch — nicht klimatisierte — Glaskästen vor mechanischer Beschädigung geschützt). Das Referat beschränkte sich auf den kunst- und kulturgeschichtlichen Aspekt: dargestellt sind Tanzszenen nach Neidhart, um 1360/70 (Für dessen auch andernorts gern aufgenommenes Werk vgl. jetzt: *Neidhartrezeption in Wort und Bild*. Hg. Gertrud Blaschitz, Medium Aevum Quotidianum, Sonderbd. 10, 2000), aber auch Heiligenlegenden. Holger Reinhardt vom Erfurter Denkmalamt berichtete über Funde in zwei Steinhäusern der Fachwerkstadt Erfurt. Die Deckenbalken, 1241/43 dendrodatiert, zeigen primitive, schwer einzuordnende Ranken- und Blattornamente auf gelbweißer Kaseingrundierung. Der Restaurator klagte über mangelnde Unterstützung und Desinteresse bei Kunsthistorikern, er erwartete anscheinend, daß man Ornamente zur Bestimmung und Datierung bei kunsthistorischen Instituten einreichen kann wie Pigmentproben zu einer (bezahlten) Laboranalyse. Natürlich kommt es vor, daß für bestimmte Ornamente Vergleichsmaterial fehlt oder daß sich für diese oder jene Einzelform tatsächlich noch niemand interessiert hat, aber verdient eine Fehlanzeige im (unbedeutenden) Einzelfall den generellen Titel: »Dekorationsmalerei - ein Stiefkind der kulturhistorischen Forschung«? Als ob es nicht seit Lewis Gruner 1850 und Gélis-Didot 1887 eine Ornamentkunde mittelalterlicher Dekorationsmalerei gäbe, für Deutschland erinnern wir z. B. an Marion Feld, *Heilige Ranken*, Köln 1989, und den Sammelband *Raumkunst in Niedersachsen* (R.-J. Grote u. P. Königfeld, München 1991). Schließlich fand sich ja auch im vorliegenden Falle etwas Hilfe bei einer namentlich ungenannten Dissertation (wohl Andreas Vieten, Aachen 1993/94).

Dörthe Jakobs vom Stuttgarter Landesamt behandelte Restaurierung und Nutzung dekorativer Wandfassungen aus Baden-Württemberg. Ein abgebrochenes Haus in Menzingen bei Maulbronn (um 1500, 50 Schichten, d. h. etwa alle 12 Jahre neu ausgemalt) und zwei Häuser in Überlingen gaben Anlaß zu scharfer Kritik an den Architekten; in einem Fall sei sogar der Eigentümer kooperativer gewesen, dazu bereit, den Raum den Malereien zuliebe ungenutzt zu lassen. Grundsätzlich sprach sich Jakobs gegen Aufdeckungen bis zur untersten Schicht aus, man solle die Schichten ruhen lassen und auf künftig verbesserte technische Möglichkeiten hoffen. Hauptproblem der Arbeit sei nicht das vielschichtige Denkmal, sondern die Vielzahl der Beteiligten.

Krista Kodres stellte Ausmalungen in Tallinn (Reval) vor, wo Lübecker Stadtrecht galt. Die besprochenen Werke stammten freilich alle aus nachmittelalterlichen Jahrhunderten (von gotischer Malerei hatte sich nur ein Bild dreier Heiliger erhalten, und auch dieses ging

inzwischen verloren). Von 1530-1640 waren in Reval 45 Maler, von 1650 bis ins 18. Jh. 56 Maler nachzuweisen. Auch *Vija Strupele*, »Decorative paintings in the houses of citizens in Riga 16th-18th century« beschäftigt sich mit Werken außerhalb des gesetzten Zeitrahmens, allerdings bestehen die gleichen denkmalpflegerischen Probleme (ein großer Ordner mit restauratorischen Befunddokumentationen informierte darüber). Die Referentin stellte bedauernd fest, daß man heute in Riga moderne Einrichtungen den alten vorziehe.

Das Referat des Germanisten *Eckart Conrad Lutz* (Fribourg) galt dem Verhältnis von Bild zu Text in Misery (um 1470/80, mit deutschsprachigen Inschriften in der französischen Schweiz), der Wechselbeziehung einer Gesprächskultur und ihrer Stimulierung bzw. Illustration durch Bilder, — exemplifiziert an den Beispielen Zürcher Haus Leuengasse 17 (um 1370) und Fribourg, Reichengasse 31 (1300/10). Erste Ergebnisse des von Lutz geleiteten Forschungsprojektes »Literatur und Wandmalerei. Erscheinungsformen höfischer Kultur und ihre Träger im Mittelalter« wird man in den gleichlautend betitelten Akten des 1. Freiburger Colloquiums 1998 finden (hgg. Eckart Lutz u. a., im Druck [Scriinium Friburgense, 15]).

Nach Diskussion dieser anregenden geistesgeschichtlichen Darlegung übernahm *Jürgen Pursche* die undankbare Aufgabe, die Arbeits-sitzungen mit einer kalten Dusche aus dem Alltag des Denkmalpflegers zu beschließen. Der bayerische Amtsrestaurator wich nur in Nuancen vom düsteren Report der Kollegen ab: auch der Freistaat sei keineswegs ein Musterland, zehn Jahre nach den großen Aktionen in Regensburger Häusern sind zahlreiche Schäden zu verzeichnen, sie reichen bis zum Totalverlust. Entgegen dem skizzierten Idealfall (mit vorausgehender Bauforschung, mustergültiger Sicherung, kunsthistorischer Bearbeitung) findet der Amtsrestaurator in der Praxis oft eine bereits »laufende« Baustelle mit gestörten Schichten, wenn nicht Neuputzen vor (schockierende Fotos, die man allerdings auch außerhalb Bayerns aufnehmen könnte). Dann Fehler von Kollegen: überdi-



*Abb. 4
Lübeck, Lübeck, Haus
Engelsgrube 74.
Ungenutzter Raum im
Obergeschoß des Seiten-
flügels. Befundsituation
als Dauerzustand.
Mai 2000 (Autor)*

mensionierte Suchöffnungen für bevorzugte Schichten. Freilegungen lehnt P. nicht grundsätzlich ab, in bewohnten Profanräumen mit ihren — gegenüber den Kirchenräumen — weit zahlreicheren Fassungen übereinander gibt es aber nicht wenige technische Probleme, und nach dem Freilegen drohen Verschmutzung und ungünstiges Mikroklima. Mit Freilegungen solle man jedenfalls keine »Patienten für den Tropf« schaffen.

Die Frage der virtuellen Rekonstruktion verlorener oder schadhafter Wandmalerei wurde kurz angesprochen, war aber kein erklärtes Tagungsthema (»ersetzt kein Original, andere Ästhetik«). Eine Initiative »Lübecker Wandmalereiwerkstatt« gab im Foyer Einblick in ihre PC-Arbeit (Stadtrundgang und Informationen über einzelne Häuser und ihre Maleien, virtuelle Rekonstruktionen). Drei Beiträge stellten institutionelle Datenbanken vor. Axel Bolvig präsentierte »Wandmalereien in dänischen Kirchen auf CD«, ein teilweise auch im Internet zugängliches Unternehmen (www.Kalkmalerier.dk, mit *links* zu weiteren Projekten). Man verwaltet 30-50.000 Bilder und 419 Datensätze, wobei die CD höhere Auflösun-

gen speichert als das Angebot im Net. Die Datenbank erlaubt diverse Abfragen: Epochen, Regionen (Landkarten mit Farbmarkierung der Monumente nach Perioden), einzelne Monumente, Bildinhalte (12.000 Stichworte im Index, die Suche am Beispiel des hl. Laurentius ergab 123 Einträge). Einige Kirchen können per Maus im dreidimensionalen Abbild durchwandert werden, nützlich, um die Verbindung der Bilder innerhalb des Raumes und Dekorationsmotive zu beobachten, was in Buchveröffentlichungen meist ziemlich schwer ist.

Das Landesamt für Denkmalpflege in Hannover (Rolf-Jürgen Grote und Mitarbeiter) arbeitet schon seit langem an einer Dokumentation des niedersächsischen Wandmalerei-Bestandes, man spricht von einem »Findbuch«, das alle Daten, von den orts- und gebäudebezogenen über den Bildbestand bis zu Erhaltungszustand, Restaurierungsgeschichte und Schadenskataster erschließt. Bisheriger Inhalt: 240 Kirchen, 2000 Einzelszenen, Literaturhinweise, die Bildinhalte nach Iconclass sortiert, ein Thesaurus in Deutsch und Englisch. Auch diese Datenbank wird über Internet zugäng-

lich sein im Rahmen eines Projektes, bei dem Institute in Dänemark, Holland und Niedersachsen unter dem fürs nordische Mittelalter naheliegenden Projektnamen »Raphael« zusammenarbeiten.

In den Datenbanken von Kopenhagen und Hannover spielt das eigentliche Lübecker Thema, die Profanmalerei, keinerlei Rolle. Um so intensiver widmet sich dieser eine dritte: »Mittelalterliche Wandmalerei in Profanbauten«, zum genannten Projekt von Lutz gehörend und von Johanna Thali (Universität Fribourg) vorgestellt, ein Projekt von Germanisten, die über die vielstudierten prominenten Denkmäler (Rodeneck, Konstanz, Runkelstein...) hinaus einen statistischen Überblick erarbeiten. Die Datenbank berücksichtigt Malerei und Bauplastik in Süddeutschland, Österreich, Tirol, Wien vom hohen Mittelalter bis etwa 1600. Das Schema enthält alles, was der Kunsthistoriker erwartet, u. a.: Topographie und Baugeschichte, Geschichte (mit Besitzergeschichte, Sozialtopographie, Entstehungszusammenhang, soziales Beziehungsnetz, kulturelle Interessen der Auftraggeber), Bildthema, Datierung, Stil, Zustand; Vorlagen, ikonographische Tradition, dazu literaturwissenschaftliche Aspekte: Textvorlagen und ihre Überlieferung. Gegenwärtig verwaltet man ca. 650 Datensätze, in denen die Bilder in sparsamer Qualität (150 dpi) gespeichert werden. Anders als die Datenbanken in Kopenhagen und Hannover soll die schweizerische nicht über Internet zugänglich gemacht werden, sondern lediglich als hauseigenes Arbeitsmittel dem Projekt dienen.

Von den beiden öffentlichen Veranstaltungen war eine der Kunstgeschichte, die andere der Denkmalpflege gewidmet. *Steffi Roettgen*, München sprach über »Die italienische Wandmalerei und der Norden«, sie entwarf ein anschauliches und detailreiches Panorama der internationalen Kontakte im spätmittelalterlichen Europa, hier aus Platzgründen nicht zu referieren. In ihrem Forschungsbericht vermißte R. für die deutsche gotische Wandmalerei

eine aktuelle Bestandsdokumentation analog zum *Corpus Vitrearum*. Erwünscht wäre ein Bildatlas der mittel-, ost- und nordeuropäischen Wandmalerei des 12.-16. Jh.s (einstweilen freuen wir uns immerhin auf: Rolf-Jürgen Grote, Kees van der Ploeg [Hg.]: *Wandmalerei in Niedersachsen, Bremen und im Groningerland*. 2 Bde. München, Berlin 2001).

Brockow hatte 1993 in jugendlichem Idealismus geschrieben (109/110): »Dabei hat jeglicher Malereibefund, sei es auch nur der winzige Rest einer ornamentalen Malerei, als Zeugnis vergangener Zeiten respektiert und geschützt zu werden, auch für die folgenden Generationen.« Die öffentliche Diskussion wollte nun anscheinend zurückfragen: »Müssen wir jede Ranke retten?«

Teilnehmer waren drei Denkmalpfleger in den *subspecies* Architekt (Horst Siewert), Kunsthistoriker (Gottfried Kiesow) und Restaurator (Helmut F. Reichwald), drei Universitätsprofessoren (die Kunsthistoriker Ulrich Kuder und Uwe Albrecht, der Germanist Eckart Conrad Lutz), der Manager einer Lübecker Stiftung (Helmut Pfeifer), ein Immobilienmakler an Stelle des angekündigten »Wandmalereibesitzers«. Nach ungutem Brauch wurde zunächst jeder der Podiumsteilnehmer um sein (vorbereitetes) Statement gebeten, bei 8 Personen war damit bereits der größte Teil des Abends vergangen, ohne daß eine echte Diskussion begonnen hätte.

Notizen von den Statements: F. Reichwald aus Stuttgart, der schon am Vormittag in der Diskussion des Referates Brockow gefordert hatte, nur noch den Bestand zu sichern und nichts mehr freizulegen, tadelte frühere Freilegungs-Euphorien seines eigenen Landes; er berichtete, daß man dort seit 1978 das Ziel verfolge, Aufträge zu Voruntersuchungen von denen zur Restaurierung/Freilegung zu trennen, um diese unerwünschte Tendenz zu bremsen. Ein zweites Ziel sei eine möglichst gute Dokumentation (Archiv). Der Lübecker Immobilienmakler verriet, daß historische Häuser ohne weiteres zu verkaufen seien, problematischer nur solche mit Wandmalerei. Grund: Furcht vor Verzögerung und Mehrkosten. Die Possehl-Stiftung erklärte, daß sie nicht in der Lage sei, Zuschüsse zur Erhaltung privater Wandmalerei zu geben, da sie sich satzungsgemäß in erster Linie dem Stadtbild widme. Kuder verteidigte

das Fach gegen den Vorwurf, Werke geringer Qualität zu ignorieren, jedes authentische Fragment sei zu achten (der denkmalpflegende Kunsthistoriker muß aber spätestens beim *nervus rerum* Präferenzen setzen). Der Präsident des Nationalkomitees für Denkmalschutz gab sich überrascht vom Lübecker Bestand an Malerei (»in dieser Dichte mir bisher nicht bekannt«, offenbar war der Lübecker Katalogband von 1993 in Bonn nicht zur Hand). Zwiespältig der Vergleich von Restauratoren mit Ärzten, die arme Patienten ebenso gut behandelten wie reiche — der Kassenpatient wird das eher als eine theoretische Forderung begreifen.

Lebhafte Diskussion entzündete sich an einer Frage von Kiesow: »Wie schützen wir den noch unerkannten Bestand?« Reichwald hielt es für möglich, mit Raster-Sondagen im mm-Bereich das Vorhandene zu erkunden (Arbeitszeit etwa 1 Woche pro Haus). Der Saal schien zu einer neuen Entdeckungs-Kampagne bereit, nun im Mikrobereich, da protestierte der Bauhistoriker Jens Christian Holst: ein Hausforscher wisse sehr wohl, an welchen Wänden Malereien zu erwarten seien. Siewert beruhigte: eine Aufdeckungseuphorie sei in Lübeck weder im Großen noch im Kleinen zu erwarten, weil die Hauseigentümer möglichst wenig von Wandmalereien wissen wollten. Zur Frage nach Monitoring und Wartung erklärte er, ein Notsicherungsfond sei vorhanden und sein »Bereich« habe mit regelmäßigen Wartungen und Kontrollen begonnen, mußte dann freilich einräumen, daß bisher nur ein einziger Wartungsvertrag verhandelt werde. Die Eigentümer seien eben sperrig, aber man gebe die Hoffnung nicht auf. Die Lübecker Restauratorin Sass kam auf das Statement von Reichwald zurück: in der Praxis seien es gerade die Bauforscher und Kunsthistoriker, welche die kritisierte Freilegung bis zur untersten Schicht forderten, und bei Sondagen bemühe man sich ohnehin um kleinste Eingriffe.

Fazit: Auf der Tagesordnung des Kolloquiums stand eine Fülle von Gesichtspunkten: Kulturgeschichte, Kunstgeschichte samt Stilgeschichte, Ikonographie, Bauforschung und Kunsttechnologie, Denkmalpflege samt Schadensgeschichte, Restaurierungstechnik, EDV. Solche Gemenge sind auf Kongressen nicht selten,



Abb. 5 Lübeck, Haus Koberg 2 (Hoghehus). Deckenmalerei, Schichten um 1500, um 1600, um 1660/80 (Dat. Brockow/Gramatzki); 1982 in den Flügelsaal des Obergeschosses transloziert. Mai 1989 (Autor)

und wie bei anderen stellte der Zuhörer am Ende auch hier fest, daß viele Themen zwar angesprochen, kaum eines aber ausreichend vertieft wurde. Allzu rasch wechselte das Vorgetragene zwischen Kulturgeschichte und Salzsäuren, Sbyllen und Pigmenten, sogar innerhalb einzelner Referate. Vielleicht hätte man mit zwei getrennten Sektionen mehr erreicht: einerseits Kunst- und Kulturgeschichte, andererseits Denkmalpflege und Restaurierungstechnik.

Für eine mögliche *kunstgeschichtliche* Sektion fehlten Beiträge aus Polen, Österreich, England, Frankreich, Spanien und Italien (zum Glück präsentierte Roettgen mit Palazzo Datini in Prato und Palazzo Davanzati in Flo-

renz wenigstens zwei Hauptwerke aus dem Süden). Unter dem Gesichtspunkt der Denkmalpflege war es zwar richtig, sich auf den Patienten »städtisches Wohnhaus« zu konzentrieren, unter historischem, kunsthistorischem, germanistischem Aspekt dagegen hätten die Ausmalungen von Burgen und Kastellen unverzichtbar zum Thema gehört; vgl. nur Runkelstein, dessen Bilder im Auftrag von Handelsherren entstanden (jetzt: *Schloß Runkelstein. Die Bilderburg*. Wiss. Gesamtleitung André Bechtold. Bozen 2000). Die Absicht, durch einen internationalen Vergleich zu zeigen, inwieweit Lübeck mit seinen Malereien etwas besonders Wertvolles besitze, blieb somit statistisch offen. Immerhin wurde — auch dank des Exkursionsnachmittags — die Würdigung der Lübecker Profanmalerei durch die internationale Fachwelt auf den Weg gebracht, ein nicht einfacher Prozeß — sind doch die meisten Räume für fremde Besucher kaum zugänglich und die Malereien, von wenigen Highlights abgesehen, von mäßiger Qualität. Man muß Phantasie und guten Willen mitbringen, um sich die spätmittelalterliche Stadt mit ihren vielen bunt bemalten Räumen vorzustellen.

Für eine mögliche *restauratorische* Sektion hatte Möhlenkamp eine knappe, selbstkritische Bestandsaufnahme von Soll und Haben der Lübecker Denkmalpflege gegeben. Was sie vermißte, waren neue restauratorische Konzepte, und in der Tat sahen wir nur den Test der Restauratorin Eileen Wulf, die in Mengstr. 44 einige Wandstücke in Rahmen »einhauste« und in den Gehäusen offene Gefäße mit Kochsalzlösung aufstellte, um eine konstante relative Feuchte zu halten und das Auskristallisieren von Salzen auf der Oberfläche zu verhindern. Mögen diese Versuche auch »geradezu danach rufen, weiterverfolgt und vertieft zu werden« (Möhlenkamp), ansonsten waren aus dem Restauratorenlager mehr Klagen als Konzepte zu vernehmen.

Siewert versicherte in der Diskussion: »Wir sind sicher nicht schlechter als die anderen«, von den Teilnehmern des Symposiums war dagegen manche Kritik zu hören

an dem, was in Lübeck bisher geschah. Restaurierungen noch bis in die 90er Jahre wurden als unglücklich bezeichnet (Kiesow, Caesar). Umgekehrt äußerte sich die lokale Restauratorenschaft (Seebach, Sass) leicht verbittert gegen Vorwürfe von außen. Es herrscht Ratlosigkeit, auch wenn natürlich niemand ein Wundermittel für alle Fälle erwartet hatte. Wie ein roter Faden zog sich durch die Beiträge der Denkmalpfleger und ihrer Freunde die Klage, daß es in Lübeck leider keinen Amtsrestaurator, geschweige denn eine Amtswerkstatt gebe. Braucht die Hansestadt einen eigenen Restaurator, und wie könnte sie zu einem solchen kommen? Bei der ersten Frage gehen die Meinungen auseinander: Der Lübecker Restaurator Jochen Seebach erklärte, ein einzelner Amtsrestaurator bewirke nichts, weil es heute keinen Universalrestaurator mehr gebe, sondern Fachleute für Stein, Holz, Wand, Gemälde usw. Wichtiger sei es, die Lübecker Restauratoren von Amts wegen zu schulen (Vorbild Bayern). Demgegenüber wies Kiesow, vormals Landeskonservator in Hessen, auf seine guten Erfahrungen mit vielseitigen Amtsrestauratoren hin. Es gibt Kulturinstitutionen, denen die Figur des »flächendeckenden Amtsrestaurators« unbekannt ist: Italien, Frankreich, Schweiz — und man kann nicht sagen, daß die Denkmalpflege dort grundsätzlich schlechter arbeitet als hierzulande. In Italien kann es allerdings vorkommen, daß ein frisch promovierter Kunsthistoriker als »direttore dei lavori« eine Restaurierung leitet und der Kompetenz/Inkompetenz eines freien Restaurators oder gar einer großen Firma auf Gedeih und Verderb ausgeliefert ist. Nur bei sehr bedeutenden Monumenten schaltet sich das Istituto Centrale ein. Der deutsche Amtsrestaurator kann dagegen sowohl die amtseigenen Referenten beraten wie die am Objekt tätigen Restauratoren anleiten (daß es vielfach dem persönlichen Ermessen der Denkmalpfleger anheimgestellt ist, ihren eigenen Amtsrestaurator beizuziehen, sollte schleunigst korrigiert werden). Trotz der Gefahr des Kleinkönigtums hat sich das Institut des Amtsrestaurators bewährt, und dieses »Dienstleistungsangebot« sollte auch den Lübecker Denkmalbesitzern nicht vorenthalten werden.

Wir haben Informationen eingeholt, aus denen hervorgeht, daß die Lübecker mit weniger Personal mehr Monumente betreuen als die Hamburger, ihnen also durchaus noch eine Planstelle zustände. Das sind freilich Gedankenspiele angesichts der gegenwärtigen Demontage der deutschen Denkmalpflege unter dem Vorwand der Dezentralisierung. Bleiben kannibalische Vorschläge: Zusammenlegen der Ämter in Kiel und Lübeck (eines von beiden als Außenstelle weiterzuführen, ein eingespartes Chefgehalt flösse 1,5 Restauratoren zu) oder eine andere interne Verteilung der Lübecker Stellen (11,5 »allgemeine« Denkmalpfleger stehen 7 »Bodendenkmalpflegern« gegenüber, die zusätzlich 52 Stellen aus Drittmitteln finanzieren). Kiesow schlug vor, spezielle Arbeitsverträge mit Externen abzuschließen. Sollte der ersehnte Amtsrestaurator

Abb. 6
 Lübeck, Haus Koberg 3.
 Erdgeschoss, Seitenflügel,
 Saal. Heikle
 »synoptische Präsen-
 tation« dreier Schichten
 von 1325/50, um 1350,
 um 1400
 (Dat. Brockow).
 Mai 1989 (Autor)



vom Himmel fallen, fände er in Lübeck theoretisch ideale Voraussetzungen vor: Die Denkmalpflege erhält jeden (!) Bauantrag in der Altstadt zur Kenntnis, man muß also nur einen Fachmann hinschicken, der vor jedem Umbau auf versteckte Wandmalerei achtet. In der Praxis freilich könnte auch der Amtsrestaurator kein Heiland sein. Das Problem liegt in der Menge der Reste und den ganz verschiedenen Raumnutzungen (Wohnungen, Büros, Läden). Das oft zitierte Prinzip der »Erhaltung durch Nutzung« gilt hier nicht (so zutreffend Siewert, ähnlich Pursche).

Daß es ständiger Überzeugungsarbeit bedarf, ist den Denkmalpflegern bewußt, Siewert schlug vor, die argumentative Seite stärker hervorzuheben. Ob man es mit einer Heizkostenberechnung versucht oder an Gefühle appelliert (»Ich bin stolz, ein Lübecker Rankenbesitzer zu sein...«), Motivierungsversuche, die von Behörden kommen, werden beim Bürger immer auf Zurückhaltung stoßen. *Ad-hoc*-Initiativen aus der Bevölkerung sind wirkungsvoller, aber langfristig können sie wohl nur überleben, wenn sie einen institutionellen und finanziellen Rahmen erhalten (Stiftung?). Sehen wir einmal von den Zuschüssen ab, so könnten die Denkmalpfleger vielleicht mehr praktische Hilfen geben: Aufklärung über den Zusammenhang von Temperatur, absoluter und relativer Luftfeuchte — die allgemeinen Kenntnisse an Schulphysik sind erstaunlich gering. Anregende Merkblätter zur richtigen Klimatisierung der Räume (Elga Lanc: »feuchte Luft pflegt auch den Teint«), Tips zum Heizen und Lüften, Beschaffung preiswerter und guter Luftbefeuchter.

Was die Restauratoren betrifft, so gibt es spezifische Qualitäten der Generationen: die ältere hat in langen Jahren viel leidvolle Erfahrung gemacht, und man sollte ihre Warnungen

nicht in den Wind schlagen; das Jungvolk aus den Fachhochschulen muß Gelegenheit erhalten, neue Ideen auszuprobieren (zum Stand der Technik: *Salzschäden an Wandmalereien*. München 1996 [Arbeitshefte d. Bayer. Landesamtes f. Denkmalpflege, 78]), allerdings ist nicht jeder gelungene Test in die Praxis zu übertragen. Wir können uns schwer vorstellen, alle gefährdeten Flächen in den Lübecker Häusern »einzuhausen« — die Stadt wäre ein Museum voller wartungsbedürftiger Salzwaservitrinen.

Die Veranstalter äußerten den Wunsch, ihr Symposium möge nicht folgenlos bleiben, Teilnehmer beklagten das Fehlen von Kontakten untereinander. Könnte man nicht beiden helfen durch die Einrichtung eines Gästebuches oder Chatrooms der Lübecker Denkmalpflege im Internet zum Thema »Wandmalerei in Privathäusern«, um auszuprobieren, ob auf diese Weise Dauerdiskussion und Erfahrungsaustausch möglich sind? Bleibt solch ein Gästebuch leer, kann es geräuschlos wieder zugeklappt werden, und die Lübecker Denkmalpflege präsentiert sich weiterhin — wie die meisten Ämter — als Stellentafel mit Veranstaltungskalender.

Hans Peter Autenrieth